

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Ueber dieses Thema erging sich Kapitän Selover nun des längeren und breiteren, zur stillen Freude der horchenden Stauer. Der Steuermann hielt eine Weile geduldig aus, aber endlich lief ihm die Galle über. Es kam zu heftiger Widerrede. Dann war die Prügelei da. Der Steuermann schlug Selover mit der Faust ins Gesicht — worauf der Kapitän seinen Gegner — und der Steuermann war ein ungewöhnlich kräftiges Exemplar von Seemann — mit verblüffender Einfachheit in seine Gorilla-Arme nahm, an die Bordwand trug und auf die Landungsbrücke schleuderte, daß es nur so krachte!

Darauf raste der Kapitän nach unten und kam mit einer Kiste zurück, die er seinem Untergebenen auf demselben Wege hinterdrein beförderte und der durch eine Portenöffnung noch eine Menge kleinerer Gegenstände folgten. Dann erschien der Kapitän mit Eimer und Bürste an Deck, rieb sieberhaft an dem bewußten störenden Fleck, trocknete ihn zuletzt mit demselben alten, roten Taschentuch auf und besah nun die Stelle wohlgefällig — worauf sich sein Gesicht verklärte wie eine friedliche Landschaft im Mittagssonnenschein. Es war einfach zum Tollachen!

Der herausgeworfene Steuermann, um den sich niemand kümmerte, sammelte hinfend seinen Kram zusammen, wobei er furchtbar schimpfte, setzte die Kiste auf einen der abgehenden Lastwagen und zog los.

Ich wartete.

Kurz nach zwei Uhr hielt vor der hinteren Bauplanke eine Droschke. Ihr entstiegen ein junger Mann und Doktor Schermerhorn. Während der junge Mann nur eine leichte Ledermappe trug, leuchte der Doktor unter der Last einer viereckigen, eisenbeschlagenen Kiste — eine seltsame Arbeitsteilung.

Einer der Dockarbeiter rannte, auf ein Trinkgeld spekulierend, herbei.

„Kann ich Ihnen nicht die Kiste tragen, Herr?“ fragte er, nach den Griffen langend.

„Nein! Nein!“ rief der Doktor, wobei sich auf seinem mageren Gesicht der Ausdruck entsetzter Abwehr ausprägte.

Oben auf der mühsam erklimmenen Baufbrücke stieß der Doktor auf den Kapitän.

„Hallo, Herr Doktor! Da wären Sie ja!“ quietzte Selover. „Wir sind noch mächtig bei der Arbeit. Warten Sie — ich werde Ihnen die Kiste abnehmen.“

„Nein!“

„Na, dann lassen Sie mich wenigstens helfen!“

„Nein — nicht anfassen!“ verbot der Gelehrte. „Wo ist meine Kabine?“

Während er mit seiner Last hinabstieg, blieb sein Begleiter oben und überwachte das Verstauen der wissenschaftlichen Utensilien und des persönlichen Gepäcks.

Mittlerweile jagten sich in meinem Hirn die Gedanken in wildem Kreislauf. Ich entsann mich deutlich, daß der Doktor bei einer anderen Gelegenheit auf längere Zeit verschwunden, dann mit undurchbringlicher Miene wieder zum Vorschein gekommen war und kaum eine Woche später die Welt mit seinen Errungenschaften auf dem Gebiete der Astrophotographie verblüfft hatte. Wenn ich nun im gegenwärtigen Falle die Summe meiner Beobachtungen zog: dieses verschwenderische Ausstreuen von Geld, die Art seiner umfassenden Vorbereitungen, die Geheimhaltung der Expedition, die schon daraus hervorging, daß er das Schiff erst am Tage vor der Reise charterte, der Umstand, daß der in Dingen des praktischen Lebens so unerfahrene Gelehrte, dem alles Geschäftliche ein Greuel war, es für notwendig hielt, die Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen, anstatt andere damit zu beauftragen — da können Sie sich vorstellen, meine Herren, wie all' dies mein brennendstes Interesse aufstachelte! Ich faßte plötzlich einen kühnen Entschluß und näherte mich Kapitän Selover, der eben die Landungsbrücke herunterkam.

„Sie brauchen einen Steuermann?“ redete ich ihn an.

„Vielleicht,“ gab er nach einem mustern den Blick zu. „Wissen Sie von einem?“

„Hier steht er,“ sagte ich.

Die kleinen Augen öffneten sich ein wenig weiter. Sonst gab der Kapitän kein Zeichen der Ueberraschung. Innerlich verwünschte ich meinen feinen Anzug.

Zum Glück konnte ich dem Kapitän mein Steuermanns-Zeugnis zeigen, das ich für vorkommende Fälle immer bei mir trage. Es enthielt zufällig einige Bemerkte aus dem letzten Kriege.

„Sie glauben mir nicht,“ sagte ich, bevor ich es ihm reichte, „weil meine Kleider zu gut sind, aber das ist auch alles, was ich habe. Es geht mir sehr schlecht, und ich überlegte eben, ob es für mich nicht am besten wäre, auch dieses noch zu verkneipen und dann — —“

„Sie sehen wie ein Stuger aus,“ quietzte er. „Auf welchem Schiff sind Sie gefahren?“

Ich reichte ihm das Zeugnis. Die Unterschriften des Admirals Keays und des Kapitäns Arnold imponierten ihm sichtlich. Er sah mich prüfend an, dann wandelte sich der Ausdruck seines Gesichts in listige Verschlagenheit.

„Na, da wird wohl ein kleiner Salen bei sein, wie?“ meinte er mit verschmitztem Lächeln.

Da ich durch das Gespräch, das ich vorige Nacht be-laucht, über den Charakter seiner moralischen Bedenken zur Genüge unterrichtet war, schwiog ich und setzte eine schuldbevußte Miene auf.

„Was war's denn?“ murmelte er, „einfache Desertion oder was Schlimmeres?“

Ich ließ mich jedoch nicht weiter darüber aus.

„Na, denn meinetwegen,“ willigte er ein. „Da ich nun mal einen Steuermann brauche — selbst, wenn ihm nur daran gelegen sein sollte, schleunigst außer Sicht zu kommen —“

„Benigstens wird er Ihnen nicht aufs Deck spuden,“ wagte ich auf den soeben beobachteten Vorgang anzuspielen. Die Barwilde in der Gegend des Mundes schlug Falten — was, wie mir nachträglich klar wurde, ein Lächeln bedeuten sollte.

„Was ich noch sagen wollte,“ flocht ich dabei ins Gespräch, „ich möchte nicht, daß Sie meinen richtigen Namen eintragen. Eagen genügt.“

„Mir auch recht,“ lächelte Selover. „Sabe? Also Eagen.“

„Um sechs Uhr werde ich pünktlich an Bord sein, ich habe noch einiges zu besorgen.“

„Wäre mir lieb, wenn Sie beim Laden zugegen sein könnten. Schließlich werde ich aber auch allein fertig. Brauchen Sie Vorschuß?“

„Nein,“ erwiderte ich, erinnerte mich aber noch rechtzeitig meines angeblich heruntergekommenen Zustandes. „Ober doch,“ verbesserte ich mich.

Er gab mir zehn Dollars.

„Ich hoffe, ich kann mich auf Sie verlassen,“ sagte er. „Jedem Beliebigen gäbe ich es nicht, doch einem von der Marine — selbst wenn er Dunkel Sam durchbrennen will —“

„Ich werde bestimmt hier sein,“ versicherte ich ihm.

Nun ging es an die Vorbereitungen. Den Spitzbart, den ich damals trug, rasierte ich weg, meinen Kneifer legte ich ab, da es sich nur um einen kleinen Augenschleier handelte, der mich lediglich beim Lesen und Schreiben störte. Das Haar ließ ich ganz kurz scheren. Als ich dann noch Wassertriefel, blaue Hosen, blaues Hemd und Seemannsjacke anzog und eine Mütze aufstülpte, fühlte ich mich vor einem Wiedererkennen seitens Doktor Schermerhorns sehr sicher.

Pünktlich um sechs trat ich mit meiner Seeliste zum Dienst als zweiter Offizier auf einem Schoner von 150 Tonnen an, ohne die leiseste Ahnung, wohin die Reise ging oder wie lange sie dauern würde!

2. Kapitel.

Der Mann mit der Hakenhand.

Ich hatte allen Grund, mit meiner Verkleidung — wenn man sie so nennen will — zufrieden zu sein. Kapitän Selover erkannte mich zuerst gar nicht. Dann brach er in sein altes mederndes Gekicher aus.

„Beinahe hätt' ich Sie wahrhaftig nicht erkannt!“ lächelte er vergnügt. „Sind ein kluger Bursche! Sehen richtig wie 'n Maat aus. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihre Koje!“

Was ich befürchtet hatte, bestätigte sich: Auf dem kleinen Schoner genoß der Steuermann nicht Achterdecksrang, sondern wurde zur Mannschaft gerechnet. Natürlich war der Raum sehr beschränkt. Meine Koje, ein luftloses, winziges Loch, lag unter dem Mitteldeck.

„Hier hat Johnson gehaust“, sagte Selover. „Wenn Sie aber wollen, können Sie sich auch bei den Deuten im Vorderdeck einquartieren. Dort ist mehr Platz. Mit Eintritt der Flut gehen wir in See.“

Er verließ mich, und ich besichtigte die Kabine, welche nur um eine Kleinigkeit größer war als die Bettbank, die wiederum meine eigene Körperbreite nur um ein Geringes überstieg. Meine Kiste mußte ich draußen lassen und meine Lungen, wie ich stark befürchtete, ebenfalls; denn es war mir ein Rätsel, wo ich die notwendige Luft für sie hernehmen sollte. Mit dem stillen Vorbehalt eines Umzugs ins Vorderkastell begab ich mich an Deck.

Die „Laughing Bass“ war der schmutzige kleine Schoner, den ich je gesehen hatte. Hätten nicht gewisse Linien des Rumpfes und die innere Einrichtung des Raumes dem widersprochen, so hätte man glauben können, sie wäre ursprünglich als Lustjacht gebaut worden. Selbst der ziemlich starke Fall der Masten hintenüber erweckte diesen Eindruck, der durch das verhältnismäßig neue, glattbeschlagene Segelgestell, die metallenen Stützen und Geländer und zwei kleinere Geschütze in Segeltuchbesügen noch verstärkt wurde. Was mir besonders auffiel, war die große Anzahl von Booten. Da gab es zwei größere Landungsboote, eine Jolle und eine Gig, die in den Davits schaukelten — sowie eine zweite Gig — dieselbe, in der Sie mich aufsuchten — die auf Deck befestigt war. „Da hat ja beinahe jeder ein Extraboat“, dachte ich im Stillen. Vor der Kapp zum Vorderkastell blieb ich

stehen. Von unten her ertönte Gesang. Es war eine Stimme von seltenem Wohlklang, dazu Text und Melodie des kleinen Liedchens so eigenartig, daß sie sich meinem Gedächtnis für immer einprägten.

„Da ward das Schiff für sie zum Sarg, die See für sie zum Grab; Nordwind — Südwind — uns ist's einerlei!“

Wir gaben ihnen kein Verdon und senkten sie hinab. Dort an der Küste der Berber — r — e — ci!“

Als der Gesang plötzlich abbrach, stieg ich hinunter. Das Licht des späten Nachmittags sickerte nur spärlich durch die matten Scheiben der Deckverglasung. Ich befand mich in einem ziemlich ausgedehnten Raume, der tatsächlich achtzehn Kojen enthielt. Die unangezündete Lampe warf ihren Schatten auf das von vielem Gebrauch geschwärzte, aber blühblank polierte Holz. Der Gegensatz dieses geräumigen Mannschaftslogis zu dem Deck des zierlichen Schiffes war überraschend.

Erfrischend wehte die kühle Abendbrise durch die Luken, und ich entschloß mich daher umgehend für das Vorderkastell. Soviel war mir mittlerweile klar geworden, daß meine Stellung hier doch weiter nichts als die eines simplen Jan Maats bedeutete, was mir im übrigen nicht unangenehm kam. Konnte ich auf diese Weise doch um so ungestörter meine Beobachtungen machen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, erkannt zu werden.

Es dauerte eine Weile, ehe sich meine Augen an das Zwielicht gewöhnt hatten. Zu meiner Ueberraschung sah ich dann unvermittelt in ein Paar schwarze Augen, die wie Zettknöpfe funkelten und mich unverwandt anstarrten. Allmählich enthüllten sich mir auch die Umrisse einer sitzenden Gestalt, die sich, die Ellbogen auf die Knie gestützt, zwischen denen die Unterarme herabhingen, erwartungsvoll vorgebeugt hatte. Ich bemerkte kein Zucken der Wimpern, hörte nicht einmal einen Atemzug. Der Mann hatte das Aussehen einer jener Wachsfiguren, die man zuweilen im ersten Augenblick für lebende Wesen hält. Unwillkürlich glaubte ich auch die graue Staubschicht auf den wächsernen Zügen zu sehen.

Von diesem Menschen, der dazu bestimmt war, in meinem Leben und in dem Geschick Doktor Karl August Schermerhorns und der „Laughing Bass“ eine große Rolle zu spielen, muß ich Ihnen mehr erzählen.

Am den Kopf hatte er ein rotbaumwollenes Tuch gewunden, unter dem die wirren, fettigen Haare in schwarzen Locken hervorquollen; nie sah ich ihn mit einer anderen Kopfbedeckung. Das schmale Gesicht mit der langen Hakennase und den funkelnden, schwarzen Augen waren finster. Beim ersten Blick schien mir die starke, schneidige Gestalt mehr Beweglichkeit als Stärke zu besitzen. Doch erwies sich dies als Irrtum, denn was Körperkräfte anbelangt, so übertraf ihn darin nur noch Kapitän Selover. Einer seiner Unterarme endete in einen stählernen Haken! Es war mir anfangs unbegreiflich, wozu ein derartig verformelter Mensch an Bord eines Schiffes tauglich sein könnte. Später wünschte ich oft, wir hätten mehr derartige, auch wir amähernd so geschickte Leute gehabt. Mit seinem Haken verstand er einen schwierigen Knoten rascher zu schlagen und aufzulösen, als ein anderer mit beiden Händen ein Tau auffängt. Die Maultierpader im Gebirge schlingen solche Gurtnoten beim Satteln ihrer Tiere, wie er mir später erzählte, und er selbst hatte sie auch in den sumpfigen Wäldern von Michigan beim Aufladen von Bauholz angewandt. Darüber brauchte ich mich nicht zu wundern, meinte er, denn er wäre auch so ein Stück „Ewiger Jude“.

Eigentlich hieß er Anderson, wurde so jedoch niemals angeredet, sondern von Mannschaft und Vorgesetzten allgemein nur „Handy Salomon“, das ist „Salomon mit der Hakenhand“ gerufen.

Unverwandt starrten wir einander an; mir war's, als stände ich im Bann einer unerklärlichen, dunklen Vorahnung, wie sie uns wohl in verhängnisvollen Stunden unseres Lebens überkommt. So etwas läßt sich schwer schildern — erlassen Sie mir das Weitere —

Nach und nach wurde ich gewahr, daß noch andere Augen, andere gleichsam zu Wachsfiguren erstarrte menschliche Wesen mich beobachteten. In dem abergläubischen Furchtgefühl, das mich in jener Minute beschlich, schien es mir, als wären sie überall, lägen in den Bettbänken, hockten auf dem Boden und lauerten hinten im Schatten, wie Geister der Unterwelt.

(Fortsetzung folgt.)

„Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur lehrte zurücke“.

(Zum Gedächtnis meiner beiden in den Kämpfen in Flandern 1914
gefallenen Vettern.)

Allgemach wird's dunkel unter den hohen alten Buchen mit
den breiten Kronen. Schon mancher Stamm, der jahrzehnte lang
Stamm und Wetter getropft hat, liegt man am Boden, zerplittert
von französischen Granaten.

Leise rinnt der Regen. Er tropft von Blatt zu Blatt, vom
Zweig zu Zweig — und dann verchwimmt der Tropfen — lautlos.
Der Boden ist wie ein vollgesogener Schwamm. Braune Blätter
vom vorigen Herbst, dürre Reste, vermoderte Stämme, die des
Nachts unheimlich leuchten und glühen; hier und da schon flattern
gelbe Blätter müde hernieder. Auf dem schmalen lehmigen Wege,
über den die Zweige hängen, stehen Pfützen in den von Kanonen-
rädern ausgefahrenen Geleisen.

Längst schon haben sich des Helios nuttige Rasse an der kühlen
Küste des endlosen Oceanus. Die Nacht breitet ihre Fittiche über
die ruheloze Erde und entzieht die Schrecken des flammenden
Weltbrandes den Augen der Himmlichen. Eine Schar gespenst-
licher Vögel fliegt unter den Wolkenseen dahin; krächzend um-
schwärmen sie einen Baum auf einsamer Höhe: es sind Wodans
weiße Vögel.

In den Wipfeln rauscht's und raunt und singt und tönt.
Sind das die Geister der Erschlagenen? Rufen wir da die beiden
Brüder aus dem fernem Flandern einen letzten Gruß zu?

Was war Leonidas mit seinen kampfgelübten Streitern gegen
diese Anaben, die mit gefällten Bajonett und „Deutschland über
Alles“ auf den Lippen die feindlichen Gräben stürzten, nicht
achtend den Tod, der sie in tausend Gestalten umquerte!

Als leise der Befehl von Mann zu Mann ging, das Seiten-
gewehr aufzupflanzen, da haben sich die beiden Brüder zum letzten
Male die Hände gedrückt, haben sich fest in die Augen geblüht. Sie
haben sich nochmals daheim bei ihren Lieben am trauten Familien-
isch; sie dachten an Vater und Mutter und den kleinen Bruder, die
fern in der heissigen Heimat für sie besten. „Gruß die Eltern,
Earl!“ — „Oder du, Hans!“ Dann riefen die Dörner und Trom-
meln zum Sturme und sie stürzten hinaus aus dem Graben voll
heiliger Kampfeslust dem Feind entgegen.

Eine Welle ergiebt sich über die granatendurchsuchten Acker.
Graue Gestalten werfen sich nieder — springen auf — rasen
weiter — stützen — mander bleibt liegen. Kleine Wölkchen, wie
aus Watte, erscheinen — prasselnd hagelt die Schrapnellkugeln.
Und immer weiter geht's. Da einer ohne Helm, vom Kopf rinnt's
rot — dort einer in zeretztem Hod. Vorwärts! Vorwärts! Tau-
sendfältig zuckt blutiger Feuerschein auf — Maschinengewehre rasen
und Augen saulen. Granaten heulen und bohren sich in die Erde
— hochauf springt's dann verderbensfreudig. Hier der fällt lautlos,
dort der windet sich ächzend und stöhnend im Schlamm — gur-
gelnde Laute und jubelndes Schreien. Die ersten sind im feind-
lichen Graben — nun ein Ringen und Kämpfen und Wirren
Brust an Brust mit Kolben und Bajonett und Messer. Ueberall
dröhnt's und hirscht und jammert und heult. Dann ist der Sieg
errungen — schwer erlaut.

O wieviel Wunden haben die englischen Gewehre, die indischen
Messer geschlagen! Wieviele liegen bleich auf dem blutgetränkten
Rasen, in voller Jugendkraft vom Schmitter Tod dahingemäht!

O Flandern! Die schönste Grafschaft nannte man dich im
Mittelalter. Kann es je und je dort in den zerhoffenen, verbrann-
ten Dörfern wieder Menschen geben, die lachen und scherzen?
Werden dort wieder Rosen blühen und Lilien und Nelken, um die
Mädchen zum Tanz zu schmücken? Dort, wo so viele kleine Hügel
aufgeworfen sind, auf denen ein schlichtes Holzkreuz steht, ein
Helm oder Seitengewehr! Wo die Blüte von Deutschlands Ju-
gend freudig ihr Blut verspritzt hat für's heißgeliebte Vaterland!
Wahrlich, es sind die Besten gewesen, die ihr Leben gelassen haben
für ihre Freunde! Nie mehr werden sie den geliebten Heimatboden
betreten, nie mehr die heissigen Wälder rauschen hören.

Und die beiden Brüder? Dem einen war die Brust durch-
schossen — ein paar Minuten lebte er noch, hörte noch das Hurr-
Juchzen der Kameraden, ihren Siegesjubel und mit einem Lächeln
auf den Lippen verschied er. Seine reine Seele entfloh nach Ely-
sums Gefilden. Er lag da so friedlich auf der blutbesleckten Ader-
traume wie ein Kind, das in Mutters Arm eingeschlafen ist und
selig träumt. Dem andern fand man im Graben liegend, ein
Gurkhamesser in der Kehle. Die Hände hielten noch den Schaft des
Gewehres festberei, die Augen weit offen. So stand er an die
Grabenwand gelehnt, starr wie das Standbild eines junger
Kriegsgottes, der von künftigen Heldentaten träumt.

Helm ab! vor diesen Feldern, die dem Vaterland ihr Alles,
ihre Sein und Werden, freudig dahingaben!

Noch in den spätesten Jahren wird der Großvater bei trau-
lichem Lampenschimmer seinen Enkeln erzählen von den Frei-
willigen in Flandern, und die Enkel werden still sitzen und mit
den Augen an den weissen Lippen des Ahns hängen, die zittern,
wenn er im Geist die jugendfrischen, begeisterten Stürmer wie-
der sieht.

In Felde, 9. September 1916.

Offiz. Stellv. W. . . Mat-Bug . . .

In der „Neuen Bad. Landesztg.“ finden wir folgendes hübsche
Gedicht in Pälzler Mundart:

E pälzisch Mahnung zur Kriegsanzleihe.

Ma hot Euch viel schon vorgeseht
Fremdwörter, Bilder, Zahle,
Ma hot gepeht, geheht, geschwätzt
Wie bei de Reichstagswahl.
Ihr denkt, des alles is so Kahl,
Do mücht ich doch druff wette,
Drum loht mich nur e eezig Mol
Mit Euch gut pälzisch redde.

Seht Euch doch an, de große Dang,
Den se um Deutschland schpringe,
Denkt Euch mol aus, des Herverbands
Plan dächte gar gelinge.
Keen Dach wär heil im Pälzlerland,
Keen Fag mehr voll zum Neie,
Kerch, Schul und Korn wär Gut im Brand:
Drum zeichnet Kriegsanzleihe!

Jeen Taler kleppert Euch im Sack,
Der dann Euch nit genumme,
Wär eenmol nur des Kaffrepack
In unser Land gekumme,
En Gurkaf tät an Eirem Bett,
An Uhr und Wäsch' sich freie,
Ach — wie Ihr do so gern doch hätt'
Gezeichnet Kriegsanzleihe.

Geld — Geld brauch jehz de deutsche Schtaaf
Sunst kann er Euch nit schütze,
Geld koscht en jeder Feldsoldat,
Kanone un Haubiße,
Un seht es in de Zeitung drin,
Wie se in London schreie,
Geld koscht de Bomb vom Zeppelin:
Drum zeichnet Kriegsanzleihe!

Die Munition, Kreisfaperlot,
Die is doch nit vom Pappo,
Es schliest das Deer, es schliest die Flott,
Der Schtaaf, der muß berappe,
Meensch, wär do glei e Sieggebrumm
In unsrer Feinde Reihe,
Gib nit e gute runde Summ
Die neue Kriegsanzleihe.

Ihr schenkt jo nit, Ihr leg't's gut an,
Des is doch nit zu leugne,
Drum us Ihr alle, Fraa un Mann,
Zum Zeichne un zum Zeichne,
Der Hindenburg schaff's gut un schtill,
Ich brauch nit prophezie,
Un wer beim Siege helle will,
Der zeichne

Kriegsanzleihe!

R. J. Wolff.

Herbzeitlose.

„Blattlos in Herbstes Sonnenstrahl
Schmüdt sie Langer und Wiefental.
Der Himmel weiß, sie ist geduldig,
Bleibt ihr das grüne Ködchen schuldig.“

Wenn der Altweibersonnener über die Felber streicht, dann er-
scheint auf den Wiesen in großer Zahl die letzte Blume des Jahres,
die Herbzeitlose. Johannes Trojan gedenkt in den hier ange-
führten Versen der merkwürdigen Tatsache, daß diese Blüte gerade
in dieser Zeit gänzlich den Blätterdamm entbehrt. Man erklärt
daraus auch den Namen „Herbzeitlose“, der lediglich eine Ver-
kürzung des volleren Namens „Zur Herbzeit Blätterlose“ dar-
stellen soll. Nun aber wird in vielen mittelhochdeutschen Ge-
dichten eine Blume zeitlose erwähnt, die aber nichts mit der Herb-
zeitlose zu tun hat. Die zeitlose scheint vielmehr die jedem bekannte
Bellis (Mastliebchen) zu sein, die deswegen ihren Namen „Zeit-
lose“ erhalten hat, weil sie sich mit ihrer Blüte an keine Zeit
bindet. In Anlehnung an diese Zeitlose scheint dann unsere Herb-
zeitlose ihren Namen erhalten zu haben. Der bekannte Sprach-
forscher Franz Söhm glaubt nun, in seinem sonst ganz vortref-
lichen Buche „Unsere Pflanzen, ihre Namenserkklärung und ihre
Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben“ dem Dichter
Heinrich Hoffmann von Fallersleben ein dichterisches Versehen
nachweisen zu können, weil dieser in seinem bekannten Frühlings-
lied „Maidlödchen und die Blümelein“ singt:

„Die Blümchen blau und gelb und weiß
Die kommen all' herbei,
Vergiftmeinnicht und Ehrenpreis,
Zeitlos' und Maki.“

Söhm glaubt, aus dieser Zusammenstellung der „Zeitlose“ mit
den Frühlingsblumen folgern zu müssen, daß Hoffmann von

Fallersleben unsere Herbstzeitlose bereits im Mai erblühen läßt, der Irrtum liegt aber hier, so schreibt uns ein Mitarbeiter, durchaus auf Seite des Sprachforschers. Der Dichter, der ja gleichzeitig einer der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft gewesen ist und der in der mittelhochdeutschen Dichtung zu Hause war, wie kaum ein anderer, hat hier natürlich das Maßliebchen gemeint; er hat freilich für dieses einen Namen gewählt, der auch zu seiner Zeit niemandem mehr geläufig war. Die Botaniker des Mittelalters nannten die merkwürdige Pflanze *lilium ante patrem* (Sohn vor dem Vater), weil sie glaubten, daß sie zuerst die Frucht (im Frühling) und dann erst (im Herbst) die Blüte entwickele. Natürlich kommt auch bei der Herbstzeitlose die Blüte vor der Frucht. Der Fruchtkorn wandert aber von der im Herbst entfalteten Blüte in die tiefliegende Zwiebel hinab, überwintert dort, und erst im nächsten Frühjahr wird gleichzeitig mit den Wäntern die Fruchtkapsel an die Erdoberfläche hinaufgetrieben. Friedrich Müllert berichtigt den Irrtum der mittelalterlichen Botanik in folgenden Versen:

„Welch' eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,
Da ihre Blüten erst hervor im Herbst sie kamen?
Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,
Daß sie im Anfang ist, wo jene sind am Ziel.“

So schön auch die Blüte der Herbstzeitlose ist, so ist ihr gegenüber die größte Vorsicht geboten. Sie gehört zu den Giftpflanzen; besonders giftig sind die Zwiebel und die Samenkörner. Der Landmann haßt sie, weil ihr schon manches Stück Vieh zum Opfer gefallen ist, und man kann nicht eindringlich genug auch die Kinder vor ihr warnen. Eine alte griechische Sage bringt die Pflanze mit der Zauberin und Gistmüchlerin Medea in Verbindung, deren Heimat die Landschaft Kolchis am Kaukasus war. Von dem Zaubertrank, mit dem Medea ihren alten Schwiegervater Aeson verjüngte, fielen etliche Tropfen zur Erde, und aus diesen entsproßte die Giftpflanze. Die Botaniker nahmen auf diese Sage Bezug, indem sie der Pflanze ihren botanischen Namen *Colechicum* verliehen.

Vermischtes.

* **Konservieren im Haushalt.** Von allen Seiten präffeln förmlich die Ratsschläge über die Anwendung alter und neuer Arten der Haltbarmachung von Obst, Gemüse, Fleisch usw. auf die armen Hausfrauen herab. So gut gemeint alle diese Ratsschläge sicherlich sind, so gefährlich können sie wirken, wenn tatsächlich jedermann glaubt, daß er nach der ersten besten Anweisung, die meistens keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, nun jede beliebige Menge Obst oder Gemüse usw. konservieren könne. Die meisten der neuen Haltbarmachungsarten, besonders diejenigen ohne Zucker, sind noch viel zu wenig erprobt, um allgemein angewendet werden zu können. Auch das sogenannte Einmachen hat heute seine großen Gefahren. Die gefertigten Gummi- oder Gummierfähringe können vielfach nicht als vollwertig angesehen werden und nur zu oft kommt es vor, daß das mit großen Kosten erworbene, infolge des mangelhaften Materials, trotz der sorgfältigsten Einhaltung aller Vorschriften, verdirbt. Darum muß im eigenen Interesse jedermann davor gewarnt werden, sich mit der Konservierung irgend welcher Nahrungsmittel zu befassen, denn nicht schon längere Erfahrung auf diesem Gebiete eine Sicherheit dafür bietet, daß er auch unter den jetzigen, besonders schwierigen Verhältnissen, inwieweit ist die Haltbarmachung erfolgreich durchzuführen. Wer sich leichtsinnigerweise ohne genügende Erfahrung mit der Haltbarmachung von Nahrungsmitteln befaßt, die dadurch möglicherweise dem Verderben ausgesetzt werden, verständigigt sich an seinen Mitbürgern und an seinem Vaterlande.

* **Die Kunst, das letzte Stückchen Seife zu verbrauchen.** Eine neue Methode zur Seifenparung gibt der berühmte Hamburger Dermatologe Professor E. S. Unna: „Die Ökonomie des Seifenstückes im Gegensatz zur flüssigen Seife endet bekanntlich, wenn es bis auf einen kleinen Rest verbraucht ist; unhandlich, wie dieser ist, geht er regelmäßig für das Waschen verloren. Jetzt, wo die Seife gespart werden muß, mag daran erinnert werden, daß es ein einfaches Mittel gibt, um alle Seifenstücke restlos aufzubrauchen. Man sammelt die Reste, widelt sie in ein Stückchen Mull und wäscht sich mit dem entstehenden Seifenball, indem man ihn in der Richtung der Wirlung durch die Finger gleiten läßt. Dabei stellen sich noch weitere Vorteile heraus. Beim Waschen dringt der Seifenschaum in die poröse, weiche Hülle, und trocknet in derselben nachher im Seifennapf fest, um beim Anfeuchten wieder sofort einen dichten Seifenschaum zu liefern. Die erste Seife, die sonst ein trockenes Seifenstück liefert, bis genügender Schaum erzeugt wird, sowie der Ueberdruck, der zum Schluß weggespült wird, bleibt in der Hülle des Seifenballes. Darauf muß es wohl zurückgeführt werden, schreibt der berühmte Gelehrte in der „Dermatol. Wochenschr.“, daß ein Seifenball von der Größe eines gewöhnlichen Seifenstückes, der nur wenige kleine Seifenreste enthält, fast ebenso lange vorhält, wie ein frisches Seifenstück. Die Erfahrung, daß der Seifenball sehr ökonomisch arbeitet, hat nun in der jetzigen Seifennot dazu geführt, von vornherein das Seifenstück in ein Stück Mull einzuwickeln. Darin entfehlen überhaupt keine unbrauchbaren Reste; man wäscht sich damit ökonomischer, angenehmer und

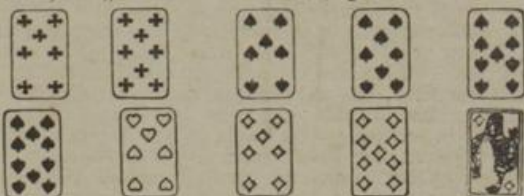
gesünder. Ich gebe diesen Rat allen Patienten beim Gebrauch medizinischer Seifen, die jetzt so stark auf die Reize gehen.“
* **Ein einfaches Verfahren zur Feststellung der Wärme im Innern einer Getreidemiete.** Es bedarf keiner ausführlichen Begründung, wie wichtig es für den Landwirt ist, zu wissen, welche Wärmegrade im Innern einer Getreidemiete herrschen. Nicht nur bei naß eingefahrenem Getreide, sondern auch bei Getreide, welches bei gutem Erntewetter eingebracht werden konnte, entwickeln sich häufig bei Lagerung Temperaturen, die dem Getreidekorn sowohl in seiner Keimkraft wie auch sonstigen Verwertungsmöglichkeiten gefährlich werden und dadurch seine Gebrauchsfähigkeit stark herabmindern. Eine regelmäßige Ueberwachung der Wärmebildung in der Miete sowohl wie auch in der Scheune wird aus diesen Erwägungen zu einer Notwendigkeit. Für die Zwecke einer regelmäßigen Kontrolle der Wärmebildung in lagerndem Getreide sind besondere Thermometer im Handel, deren Anschaffung jedoch zumeist infolge der damit verbundenen Kosten und Umständen weniger unterbreitet. Wir können auch ohne derartige Hilfsmittel auskommen. Lassen wir uns beim Dorfschmied eine etwa 2,5 Meter lange und 0,5 Jtm. dicke Eisenstange herstellen, an die an einer Seite ein Holzgriff zur leichteren Handhabung angebracht ist. Diese Stange wird täglich, am besten gegen Mittag, in den Haufen hineingestossen und im Verlauf einer halben Stunde herausgezogen. Während dieser Zeit hat die Stange diejenige Temperatur angenommen, welche in dem lagernden Getreidehaufen herrscht. Zeigt die Stange beim Befühlen mit der Hand eine deutlich wahrnehmbare Wärme, so besteht Gefahr einer zu weit gebenden Selbsterhitzung der lagernden Getreidemenge. Es erscheint dann rätlich, geeignete Maßnahmen zur Herabminderung der Wärmebildung zu ergreifen, sonst kann man Gefahr laufen, daß das lagernde Getreide infolge der zu hohen Wärmebildung minderwertig wird. I

Büchertisch.

— **Hochland.** Inhalt des Septemberheftes: „Deutsche Politik“. Von Univ.-Prof. Dr. Martin Spahn. — „Judith“. Roman von Peter Dörfler. — „Katholizismus und praktisches Leben“. Von Firmin Coar. — „Einige Briefe an König Johann von Sachsen“. Von Johann Georg Herzog zu Sachsen. — „Kleine Bausteine: Der Tod“. Bauderei eines verwundeten Feldgrauen. Von Fritz Wagon. — „Rückblick auf das zweite Kriegsjahr“. Von Generalmajor Friedr. Otto. — Kritik: „Der Wiener Kongreß“. Eine Besprechung von Charlotte Lady Blennerhassett. — „Kriegsliteratur zur politischen Neuorientierung“. Von Dr. Eduard Stadler. — „Neue Romane“. Von Franz Derwig. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. — Der politische Förderativ-Bedanke. — Chestertons Kriegsschriften. — Der deutsche Hörres. Johannes Ranke f. — Die „Einheitschule“. — Der Krieg und die deutsche Musik. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilage.
— **Varieté.** Roman von Joachim Delbrück. (Verlag von Ullstein & Co.). Die brauende Buntheit des Varietés umfängt uns in Joachim Delbrücks Roman, der das Schicksal einer jungen Dänin erzählt, der blassen Johanne Simonen vom Hortensia-Quartett der Wienerin Madame André. Jane Soesman, Jeannette Polberg, Jeanne Dufour sind der Reihe nach ihre Künstlernamen. Aus der kleinen Artistin mit den Hänge- locken wird eine große Dame, aus der Unbekannten ein Stern europäischer und amerikanischer Bühnen. Dann folgt sie der betörenden Neigung zu Harry Leuener, dem eleganten holländischen Diplomaten; sie wird verlassen, sie küßt ihre Stimme ein, und vor dieselbe Kopenhagener Sala, auf deren Brettern sie als An- sängerin stand, führt sie die absteigende Linie ihres Lebens. In garten, hellen Bildern sind alle Eindrücke festgehalten: Herbsttage in Kopenhagen, eine dänische Kleinstadt, Holland mit seinen Wiesen und Grachten, ein norwegischer Fjord, von dem der Nebel weicht, der Mälar bei Stockholm in winterlicher Mondnacht, der Korso von Buenos Aires.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand spielt Null owert auf folgende Karte:



Das Spiel geht verloren. Im Skat liegt Treff-Aß und Treff-Bube. Welche Karten besaßen die Gegner und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:
Mohrentopf - Adolf - Suaheli - Consul - Arac - Grants - Navarra - Ingwer.
Mascagni, Ratielli.